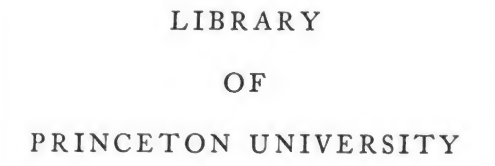
Mensch und Magen

Karl Heinzen,
Duke University.
Library. Jantz ...



Mensch und Magen.

Ein Vortrag

von

Karl Heinzen.

Herausgegeben vom

„Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien".

Preis 20 Cents.

Zu haben bei H. Lieber, Lock-box 93,
Indianapolis, Ind.

1870.

Mensch und Magen.

„So lange, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

In diesen schlichten Worten hat Schiller eine große Wahrheit ausgesprochen, die über die Erkenntniß seiner Zeit hinausging. Er hätte nur dem Hunger auch seinen Bruder, den Durst, und der Philosophie auch ihre Großmutter, die Theologie, zugesellen sollen, so daß sein Spruch in andren Worten etwa gelautet hätte: „ihr seid Thoren, wenn ihr diese materielle Welt durch idealistische Phantasien und göttliche Mächte regieren wollt; ihre natürlichen Bedürfnisse sind ihr Gesetz wie ihre Lebensquelle und auf diese habt ihr euch einzulassen, ihr habt ihren Materialismus anzuerkennen und geistig zu durchdringen, um sie zu veredeln und zu vervollkommnen. Wollt ihr Das nicht, versucht ihr sie zu ignoriren oder aufzuheben, so ignorirt sie euch und lehrt einfach durch die That, daß Magen und Herz eher die Welt regieren, als Philosophen und Theologen."

Ja, so ist es. Gott ist allmächtig, behaupten die Frommen. Allmächtiger aber ist ein kleiner häutiger Sack, den der Mensch unter den kurzen Rippen trägt. Sich gegen diesen Mächtigen zu empören, kann nur Dem einfallen, der aufhören will zu existiren. Wir müssen ihm also gehorchen oder uns mit ihm abfinden und er ist liberal genug, sich auf gute Bedingungen einzulassen. Er ist bereit, Herz und Kopf als Mitregenten zuzulassen, wenn Kopf und Herz verständig genug sind, seine Rechte und seine Macht anzuerkennen. Und bedarf es dazu so tiefen Nachdenkens? Man stelle sich nur die Folgen vor, wenn das Bedürfniß, das ihn zum Weltregierer macht, das Bedürfniß des Essens und Trinkens, abgeschafft, oder, wie das des Athmens, gratis und von selbst befriedigt werden könnte. Würde dadurch nicht sofort die ganze Lage der Dinge geändert, würde nicht das ganze Gesellschaftsgebäude zusammenstürzen, würde nicht jedes Band der Abhängigkeit gelös't, das jetzt die Menschheit wie die Thierheit so wunderbar vereinigt, würde nicht vollständige Anarchie die Welt erfüllen? Kein König fände mehr Soldaten und Beamten, mit denen er die Unterthanen im Zaum halten könnte; kein Blutsauger könnte mehr von dem Schweiße der Armen prassen; kein Seelsorger gäbe sich mehr die Mühe, das Volk für jene Welt vorzubereiten, und es könnte sich um so ungestörter in dieser umsehen; kein Stumpredner triebe mehr die Parteibedienten zusammen und kein Aemterjäger belagerte mehr das Weiße Haus; das Weiße Haus selbst würde leer werden, weil es keine Hungerleider mehr zu versorgen hätte; kein „Editor" der „N. Y. Staatszeitung" zierte mehr die teutsche Presse und unsre Muttersprache feierte ihr Auferstehungsfest; kein Zollgesetz bewachte mehr

die Thore und kein Anti-Liquor-Gesetz die Kehlen. Unter Menschen und Thieren wäre Frieden, die Mörder und die Räuber, die Jäger und die Schlächter, die Unterdrücker und die Betrüger wären außer Funktion gesetzt oder abgeschafft. Kein Weib verfiele mehr der Prostitution, keins brauchte mehr einen Mann zu suchen der Versorgung wegen, die Weiberrechte würden ohne Weiteres anerkannt, weil es keine Küche und keine Köchinnen mehr gäbe, und wo man zwei Menschen verschiedenen Geschlechts sich küssen sähe, da könnte man wenigstens versichert sein, daß sie sich nicht küßten vor Hunger. Es gäbe keine Sorge mehr, keinen Haß, keinen Neid, keinen Geiz, keinen Geldstolz, keinen Servilismus, kein Philisterthum und kein Schmarotzerthum. Wir wären frei wie die Vögel in der Luft, könnten reisen unbekümmert durch die ganze Welt und leben wie die alten Götter im Olymp.

Leider sind die Dinge so bestellt, daß wir jeden Falls für unsere Lebenszeit auf diese goldene Aera verzichten müssen, und wenn wir es dahin bringen, daß Jeder Gelegenheit erhält, mit etwas weniger Schweiß seines Angesichts in den Werktagen etwas mehr Brod zu erwerben, und ohne Schweiß sich der Feiertage zu freuen, so können wir vor der Hand im Allgemeinen zufrieden sein. Doch Das darf uns nicht abschrecken, zur Anstellung von Betrachtungen über unser interessantes Thema einen höheren Standpunkt aufzusuchen, uns eine Art Philosophie des Essens und Trinkens zu bilden, kurz den Magen mit der Philosophie zu versöhnen durch Magenphilosophie. Betrachten wir also das Essen und Trinken aus dem rechten Gesichtspunkt und sehen wir zu, welche Bedeutung es für den denkenden und humanen Menschen hat.

Die Weihnachts- und Thanksgivingstage, diese wichtigen, denkwürdigen Momente in der Geschichte des Essens und Trinkens, haben wir alle noch in der Erinnerung. Eine unendliche Zahl von Truthähnen und Flaschen hat bei diesen Gelegenheiten den Kopf verloren, Mord und Zerstörung bezeichneten den Weg der frommen Tafelfreuden und was die alten „vier Elemente", Wasser, Luft, Feuer, Erde, und was die drei Naturreiche nur zu leisten vermögen, haben sie leisten müssen im Dienste des menschlichen Magens. Wie wenige von Denen aber, die in jenen Tagen sich im Dienste des Bachus und der Culina ausgezeichnet, sind sich des Geschäfts bewußt gewesen, das sie verrichtet! „Es hat uns gut geschmeckt und wir sind lustig gewesen" — das ist der ganze Sinn, den sie ihren Anstrengungen unterzulegen wissen. Sie haben sich gefühlt als schmausende Zweifüßler, als schaffende Geister sind sie sich nicht bewußt geworden. Der Mensch steht nur auf einem würdigen Standpunkt, wenn er sich auf der Höhe des Weltganzen hält, beim Essen und Trinken so gut wie beim Denken und Lieben. Die ganze Welt ist Ein Trink- und Speisehaus, in dem Tag und Nacht ununterbrochen getafelt wird. Aber die Welt zeichnet sich vor allen andern Gasthäusern dadurch aus, daß sie ihre eigene Restauration, ihre eigene Wirthinn, ihre eigene Köchinn, ihr eigner Gast und sogar ihre eigne Speise ist. Sie zehrt wie der Bär vom Fett ihrer eignen Tatzen. Die Welt ist ewig beschäftigt, sich selbst zu essen und zu trinken und dadurch gleichzeitig sich selbst wieder zu erneuern. Ewiger Selbstmord und ewige Selbsterzeugung für einen vollkommneren Zustand — das ist die Lebens- und Entwickelungspraxis des großen Weltganzen, dessen

höchstes uns bekanntes Produkt oder Glied wir selbst bilden. Daß der Mensch der Mikrokosmus, die Welt im Kleinen sei, drückt ein Verhältniß aus, dessen Richtigkeit im Essen und Trinken eben so offenbar wird, wie im Denken und Lieben. Verfolgen wir die Welteinrichtung auf ihren einzelnen Stufen, so sehen wir, wie zuerst die Erde, in ewigem Umwandlungs-Prozeß ihren Körper und ihre Eingeweide zerfleischend, das Geschäft des Essens und Trinkens auf der untersten, rohesten Stufe verrichtet. Auf der zweiten Stufe stehen die Pflanzen, die sich nähren von dem Lebenssafte, den ihnen die Prozesse der Erde bereiten müssen. Dann kommen die Thiere, welche sich von den Pflanzen nähren, und endlich folgt der Mensch, welchem sämmtliche untere Nährungsprozesse zu gut kommen, so daß in seinem Essen und Trinken sich die höchste, umfassendste That des Umwandlungs- und Fortbildungs-Prozesses darstellt, in welchem die unendliche Welt ewig begriffen ist. Wie klein erscheint neben diesem Standpunkt der des bloßen Fressers oder Feinschmeckers, der an nichts denkt, als an den Gaumen! Wie würdig erscheint uns aber die That des Essens und Trinkens, wenn wir täglich den Verzehrungs- und Entwickelungsprozeß der Welt in höchster Potenz durch Vermittelung unserer Zähne und unseres Magens einleiten sehen, wenn in unserm Munde jeder Bissen gleichsam zu einem Weltbissen und jeder Schluck zu einem Weltschluck, unser Magen aber zu einem kosmischen Zentral-Punkt der Verdauung wird! Der Mensch ist der Extrakt und ißt den Extrakt der ganzen Erde und er will noch bezweifeln, daß er ihr Herr sei? Er hätte nur dann einen Herrn über sich anzuerkennen, wenn er von demselben — gegessen würde. Dadurch, daß er im Zustande der

Frömmigkeit seinen Herrgott ißt, drückt er am Besten aus, was er von ihm zu halten hat, wie hoch er selbst als Gläubiger über ihm steht.

Da der Magen übrigens nicht engherzig ist, so erlaubt er uns, unter Essen und Trinken nicht bloß das Geschäft zu verstehen, das wir mit dem Munde verrichten. Die Pflanzen trinken mit den Blättern so gut wie mit den Wurzeln und es gibt noch andre Getränke, als Thau, Wasser und Wein. Die unsichtbaren Kräfte und Einwirkungen der Elektrizität und des Magnetismus, die wir beständig wie die Luft in uns aufnehmen und wieder entlassen, gehören eben so gut in die Kategorie des Essens und Trinkens wie Brod und Wasser, Austern und Champagner. Deshalb können wir auch ganz füglich behaupten, daß wir, ohne Menschenfresser zu sein, uns unter einander essen und trinken, indem wir durch den Strom der elektrischen und magnetischen Kräfte uns gegenseitig verbinden und austauschen; und vielleicht gelingt es noch der Wissenschaft, zu konstatiren, wie viel Elektrizität und Magnetismus dabei im Spiele war, wenn wir durch dieses und jenes Weib unwillkürlich angezogen, oder wie das gegenseitige Verhältniß der magnetischen Pole war, wenn wir durch diesen und jenen Mann unwillkürlich abgestoßen wurden.

Legen wir nun diese Ansichten zum Grunde, so kommen wir auf die Vermuthung, es müsse sich eine Wissenschaft des Essens und Trinkens begründen lassen, wodurch der Herrschaft des Menschen über sich und die Welt mit Hülfe des Magens ein ganz neues Gebiet eröffnet würde. Wenn es feststeht, daß ein gradweises Aufsteigen der Nährungsprozesse Statt findet und daß deren Resultat sich im Ver-

hältniß dieser Grade veredelt, warum sollen wir denn nicht endlich dazu gelangen können, mit Berechnung durch die Art des Essens und Trinkens unser Geschlecht zu veredeln und unsere Entwicklung zu regeln? Ist es nicht ein wichtiger Gesichtspunkt für den Humanisten, dem Volke nicht bloß das Sattessen zu ermöglichen, nein, es durch das Essen und Trinken vollständig umzuwandeln? Soll unsre Kunst sich darauf beschränken, gute Schinken zu erzielen, indem wir die Schweine mit Eicheln mästen, oder den Gänsen große Lebern zu erzeugen, indem wir sie mit Pillen füttern? Oder soll bei dem Nährungs-, Umwandlungs- und Entwicklungsprozeß, den die Welt mit ihren besten Erzeugnissen in unserer Person vornimt, die Rücksicht auf Wohlgeschmack und Gesundheit die höchste oder einzige sein? Mit einem Wort: sollte es nicht gelingen, unsre Natur und unsre Anlagen durch Essen und Trinken beliebig zu entwickeln und zu steigern? Sollten wir nicht eben so wohl große Geister heranfüttern können, wie große Lebern? Wenn Champagner eine edlere Wirkung thut, als Lagerbier, und ein Rehziemer edler wirkt, als Pökelfleisch, sollen wir es dann nicht für möglich halten, die geistige Disposition und die Gesinnung durch den Küchenzettel zu regeln? Wir kennen den Gang der Assimilirung unserer Speisen ziemlich genau, wir wissen, daß sich dieselben im Magen durch den geistlosen Verdauungssaft in Chymus oder Speisebrei verwandeln, daß im Zwölffingerdarm durch den geistlosen Bauchspeichel und die Galle der Chymus zu Chylus oder Milchsaft wird, daß der Milchsaft in Blut übergeht und das Blut unser Gehirn speis't. Ist es also nicht klar, daß unser Geist schon im Magen seine Disposition, wie seine Nahrung, er-

hält und daß wir ihn durch Speise und Verdauung bis zu einem gewissen Grade in der Gewalt haben müssen?

Beim jetzigen mangelhaften Zustande unserer kulinarischen Wissenschaft sind wir gar nicht im Stande zu berechnen, was wir in unserm Leben schon geistig versäumt oder verfehlt haben, indem wir unsern leiblichen Organismus durch die unrechten Nahrungsmittel im Gange erhielten. Mancher Philister wäre vielleicht ein Radikaler, mancher Theologe ein Aufklärer geworden, wenn er nicht in eine verkehrte Küche gerathen wäre. Eine Köchinn als Amme der Genies — wäre das nicht ein erhebender Beruf für die jetzt geringgeschätzte Küchen-Magd? Ich bin überzeugt, wenn zwei durchaus gleich organisirte Menschen mit durchaus gleichen Anlagen von Jugend ab auf ganz verschiedene Weise genährt würden, so müßten sie auch geistig wie gemüthlich eine ganz verschiedene Disposition erhalten.

Ich denke mir, die Wissenschaft wird es noch dahin bringen, für jeden Beruf eine besondre speziell für ihn berechnete Küche einzurichten. Wenn wir nach hundert Jahren in eine Restauration treten könnten, würden wir statt der jetzigen Allerweltskarte vielleicht besondre Speisezettel für Literaten, für Politiker, für Aerzte, für Kaufleute, für Mechaniker u. s. w. aufgelegt finden. Und wenn dann Einer seinen Beruf ändern will, z. B. vom „Editor" zum Senator avancirt, so bereitet er sich auf die neue Stellung zunächst vor durch einen Wechsel der Speisekarte. Jetzt herrscht eine wahre kulinarische Nivellirungs-Tyrannei. An einer und derselben table d'hôte finden Sie jetzt vielleicht ein Dutzend verschiedene Berufsarten zu der nämlichen Kost verurtheilt, während jede ihre aparte, charaktergebende Nahrung erfodert.

Welche merkwürdige Wandlung der Magen mittelst eines verschiedenen Inhalts mit seinem Besitzer vornehmen kann, sehen Sie schon an den Thieren, namentlich den Bienen. Bloß durch eine verschiedene Kost verwandeln die Bienen ein einfaches, gewöhnliches Mitglied ihres Geschlechts in ein durchaus verschiedenes Geschöpf, das nicht nur alle andren an Größe überragt, sondern auch vor ihnen durch die Fähigkeit ausgezeichnet ist, sich der Liebe hinzugeben, diese Fähigkeit mit Hülfe zahlreicher Liebhaber sehr eifrig kultivirt und dadurch die Mutter einer neuen Bienengeneration wird. Die servilen Menschen haben diese wohlthätige Bienenmutter durch den Namen „Königinn" gebrandmarkt. Sie haben sie nicht einmal Königinn Mutter genannt.

Aber ist diese Wandlung durch einfache Nahrungsveränderung nicht wunderbar zu nennen? Und weshalb sollten wir unter uns nicht ähnliche Wunder verrichten können? Wir brauchen uns freilich nicht der Auffütterung von Königinnen zu befleißigen, zumal da dieselben mitunter einen starken Isabellen-Appetit nach Menschenblut haben und bei der Anschaffung von Drohnen und von Nachkommenschaft keiner kulinarischen Nachhülfe bedürfen; aber wir könnten tausend wohlthätige Aenderungen herbeiführen, wovon wir jetzt noch keine Ahnung haben. Ich begnüge mich mit einem Wink indem ich auf das auffallende Zusammentreffen hinweise, daß in dieser Republik die Abneigung gegen die Mutterschaft am Meisten da grassirt, wo eine rationelle Kocherei am Wenigsten bekannt ist.

Ferner. Wenn es feststeht, daß der Magnetismus eine bedeutende Rolle spielt bei dem Anziehungs- und Abstoßungs-Verhältniß zweier Personen, namentlich verschie-

denen Geschlechts, sollten wir dann nicht dazu gelangen können, die fehlenden Elemente der Zuneigung künstlich zu erzeugen oder die geschwächten wieder herzustellen? Sollte nicht die Menschenliebe, an deren Produzirung das Christenthum sich vergebens 18 Jahrhunderte versucht hat, auf dem Wege des Magnetismus zu erzeugen sein? Hat man schon den Versuch gemacht, einer Ehe, welcher der Magnetismus abhanden gekommen, durch eine galvanische Batterie wieder aufzuhelfen? Es ist außer Zweifel, daß es unter einzelnen Personen einen natürlichen magnetischen Rapport gibt, der unwiderstehlich, sogar in die Ferne, wirken kann. Warum soll sich ein solcher Rapport nicht beliebig herstellen lassen, warum soll er bloß von angebornen Eigenschaften abhangen, während der Magnetismus eine allgemeine, der Direktion des Menschen unterworfene Kraft ist?

Diese Andeutungen bezeichnen nur die Schwelle von Möglichkeiten. Die Wissenschaft des Essens und Trinkens ist eben ohne Grenze wie alle Wissenschaft.

Bisher hat man meines Wissens das Essen und Trinken nur behandelt vom Standpunkt der Dietetik oder der Gastronomie. Ich bin nicht Aszetiker genug, um zu glauben, die Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen sei die Bestimmung des vernünftigen Menschen, oder man könne kein guter Republikaner sein, wenn man nicht ein Hungerleider oder Pflanzenfresser sei, und ich mögte die Gastronomie nicht verdammen, wenn sie, nach den Grundsätzen der Einfachheit und den Bedürfnissen eines gesunden Geschmacks sich richtend, von geistloser Schlemmerei sich fern hält wie von widerlicher Raffinerie. Descartes wurde einst von einem vornehmen Herrn bei einem leckern Mal betroffen.

„Wie“? rief der Herr Marquis aus, „ein Philosoph wie Sie ißt solche Leckerbissen?“ „Glauben Sie denn, antwortete Descartes, die Leckerbissen seien bloß für die Dummköpfe vorhanden?“ Der Philosoph hatte Recht und das Beispiel fast aller Männer von Geist hat die Vermuthung unterstützt, daß dann und wann eine Flasche Niersteiner einer Flasche Schmalbier und ein „Türkey“ einem Waschbären vorzuziehen sei. Es würde wenigstens nicht ganz mit der Logik und Menschenliebe übereinstimmen, wenn wir festsetzen wollten, daß die Weinbeeren bloß für die Spatzen, die Truthähne nur für die Füchse und die Rehe nur für die Wölfe wachsen. Indem wir die Berechtigung der Gaumen und Magen, natürlich mit Ausschließung des Sybaritismus und der Völlerei, so gut wie die Berechtigung aller andren menschlichen Sinne, Organe und Bedürfnisse, anerkennen, sichern wir uns eben so wohl vor jener schwächlichen Aszetik, die sich vor Unmäßigkeit nur durch völlige Abstinenz zu schützen weiß, wie vor jener heuchlerischen Prahlerei, die ihre spartanischen Brodsuppen-Doktrinen durch Wildbraten und Champagnerflaschen verdeutlicht. Danton stellte den Satz auf: „Der Champagner macht den Patriotismus zum Weibe.“ Gleichzeitig aber begoß er seinen Patriotismus mit Strömen von Champagner. Ebenso Camille Desmoulins, der die Produkte einer guten Küche in den Bann that, aber sie sich an der Tafel Mirabeau's und anderer Leckermäuler vortrefflich schmecken ließ. Solche republikanische Heucheleien sind eben so abgeschmackt wie unnöthig. Wir dürfen ohne Gewissensbisse das berühmte Axiom anerkennen, daß es kein besseres Leben gebe, als ein gutes Leben, vorausgesetzt, daß uns die schlechten Mittel dazu nicht fehlen. Aber es

scheint mir das Niveau zulässiger Kultur zu überschreiten, wenn die Sorge für den Magen bis zum Kultus und das Essen und Trinken bis zur „Kunst" getrieben wird. Die sogenannten Eßkünstler sind beinah noch widerwärtiger, als die rohen Schlemmer. Der englische Geschichtschreiber und Philosoph Hume wurde einst von einer Dame als Eßkünstler gerühmt. „Sie schmeicheln mir, bemerkte Hume, ich bin bloß ein Fresser." Der englische Philosoph, der sich keineswegs durch Unmäßigkeit auszeichnete, wollte doch lieber für einen Fresser, als für einen Künstler in der Befriedigung seines Appetits gelten. Wenn also, wie wir gesehen haben, eine Philosophie oder Wissenschaft des Essens und Trinkens zulässig ist, so sollte doch von der Füllung des Magens die Kunst sich in verschämter Ferne halten. Auch die so genannte Kochkunst sollte nicht diesen Namen behalten, sie sollte weit eher eine Wissenschaft genannt werden. Ein Koch sollte eher ein Naturforscher und Mediziner, als ein Künstler sein. Die Wissenschaft umfaßt Alles, den Magen so gut wie Das, womit er sich füllt; die Kunst aber muß sich beschränken auf das Gebiet des Schönen, und das Schöne im Kochtopf oder hinter dem wehrenden Gitter aufzusuchen, das man Zähne nennt, ist ein bedenkliches Unternehmen.

In ähnlicher Weise scheinen auch die geistreichen Franzosen die „Wissenschaft des Gaumens", wie Montaigne die Gastronomie nannte, aufgefaßt zu haben, und einer ihrer Rechtsgelehrten sagte sehr bedeutsam: „ich werde nicht eher an die Zivilisation glauben, als bis ein Koch in der Akademie der Wissenschaften sitzt". Bemerkenswerth ist, daß unter den Franzosen namentlich die Aerzte sich Lorbeern in der Küche errungen haben. Freilich machten

sie die Küche nicht grade zur Apotheke und waren darin keineswegs Homöopathen; auch befolgten sie nicht immer ihre eignen Rezepte und machten es häufig wie der Arzt Malcöt, der seinen übertriebenen Anstrengungen zum Besten des „innern Menschen" in der rührenden Klage Zeugniß gab: „meine Mittel reichen nicht mehr aus, mir öfter als zwei Mal in der Woche den Magen zu verderben"; aber sie faßten doch die Sache mit Geist auf und behandelten sie nicht als eine bloße Angelegenheit des Gaumens. Als solche wurde sie mehr vor der großen Revolution behandelt und noch in den 90ger Jahren machte sich der Lehrer Chirac durch die sauce à la Chirac berühmt, von der es hieß: „man kann Keinem übel nehmen, wenn er damit seinen eignen Vater aufißt". Der materialistische Mediziner und Vergnügensphilosoph La Mettrie soll an Magenüberladung gestorben sein, was aber nicht hinderte, daß Friedrich II, an dessen Hof er eine Zeit lang lebte, für ihn die Leichenrede verfaßte. Der Arzt Voltaire's, den dieser in seinen letzten Versen besang, war ein besonderer Feinschmecker und erfand ein Gericht, das Rissolettes à la Pompadour hieß und das Voltaire so wenig verschmähte wie den Hof der Courtisane. Der „atheistische" Philosoph von Ferney hatte noch andere Wahlsprüche, als den bekannten: „adore un Dieu, sois juste et cheri ta patrie!"

Dem Luxus der Tafel, der zur Zeit Ludwigs XVI. den Kulminationspunkt erreicht hatte, wurde durch die Guillotine der Revolution ein Ende gemacht, welche die Aristokraten in der Gegend des Gaumens zu sehr belästigte und zugleich die Köpfe ihrer Köche bedrohte. Mit einer Revolution in den Köpfen ist immer auch eine Revolution in

den Magen verbunden. Unter dem Direktorium aber begannen auch die reichen Tafeln wieder aufzutauchen und Schlemmer wie Barras waren keine Seltenheit mehr. Das Kaiserreich aber war die Glanzperiode der Kocherei. Napoleon selbst war kein Gourmand und sein Leibgericht bestand bekanntlich in Bohnen. Aber es lag in seiner Politik, die Ueppigkeit und den Aufwand bei Andern zu begünstigen, so daß es damals Köche mit 6000 Fr. Gehalt gab. Der Fortschritt der Zeit brachte es jedoch mit sich, daß die Küche zugleich ein Gegenstand der wissenschaftlichen Behandlung oder wenigstens eines geistigen Verständnisses wurde, namentlich für Aerzte.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Essen und Trinken als politisches und soziales Zeichen der Zeit So weit wir in die Geschichte zurückblicken, hat das Tafeln eine große politische und soziale, ja sogar religiöse Bedeutung gehabt. Selbst die Religion der Uebersinnlichkeit, die unsinnlichste Lehre der Welt, das Christenthum, knüpft sie nicht ihre Hauptmomente an das Essen und Trinken? Wir wollen davon schweigen, daß wir ohne den Biß der guten Eva in den Apfel des Paradieses alle mit einander nicht existiren würden. Wenn Sie gute Christen sind, werden Sie sich vor Allem der Mahlzeit bei Martha und Maria erinnern, bei welcher Gelegenheit die schöne Magdalene dem Heiland die Füße salbte und mit ihrem Rabenhaar abtrocknete, welches ein ausgezeichneter Leiter der Elektrizität sein soll. Wie mag dem guten Heiland bei dieser Situation zu Muthe gewesen sein! Wer hätte nicht, vom Elektro-Magnetismus überwältigt, seine Füße bescheiden zurück und die schöne Magdalene mit dem schwarzen Haar auf seinen Heilandsschooß heraufgezogen! Und

wer weiß, was Gott der Sohn gethan hat! Ohne Magdalena hätte er wenigstens nie den schönen Gedanken gehabt, daß man Denen viel vergeben müsse, die viel geliebt haben. Ein zärtliches Herz trägt die Absolution für die Sünden in sich, die es begehen könnte. Das ist der Sinn der Worte des Heilands. Er hat der Magdalena verziehen und sie ihm sicher auch. Uebrigens bedeutet das Fest bei der Martha weiter nichts, als daß bei einem Schmause die Liebe oder das liebenswürdige Geschlecht nicht fehlen dürfe, und in diesem Punkte können wir uns gefallen lassen Christen zu sein. Eine andre christliche Mahlzeit wird auf der Hochzeit zu Kanaan gehalten. Bei dieser Gelegenheit verwandelt der Heiland Wasser in Wein. Dieß soll darthun, daß bei einer Mahlzeit um keinen Preis der Wein fehlen dürfe und daß, wenn man nicht Vorrath genug hat, Wein und Wasser immer noch besser sei, als pures Wasser. Die dritte christliche Mahlzeit ist das berühmte Abendmal, welches abgehalten wurde, ehe man den Heiland auf Befehl des Polizeidirektors Kaiphas arretirte. Bei diesem Abendmal wusch der Sohn Gottes im Vorgefühl der kommenden Dinge allen Anwesenden die Füße und als er hierdurch herausgebracht hatte, welche von seinen Jüngern die schmutzigsten Wege gewandelt waren, erklärte er dem Judas, daß er ihn verkauft habe, und dem Petrus, daß er ihn verleugnen werde. Diese Geschichte will besagen, daß man zu einer kordialen Mahlzeit nur zuverläßige Menschen und treue Freunde, keine charakterlose Schmarotzer und Schwätzer zuziehen dürfe, denn „im Wein ist Wahrheit“ und Unwürdigen soll man sein Herz nicht öffnen. Den Haupt-Accent hat aber das Christenthum auf das Essen und Trinken durch die heilige

Kommunion gelegt, welche man ebenfalls das Abendmal nennt. Bei dieser feierlichen Gelegenheit wird Gott der Herr leibhaftig verspeis't, um alsdann das Schicksal alles Verspeis'ten zu erdulden, und damit der Magen ihn recht rein, innig und gründlich verarbeiten könne, muß er im nüchternen Zustande genommen werden. Es zeichnen sich dabei die Protestanten durch ihren besonderen Blutdurst aus, indem sie das Blut des Heilands zu seinem Fleisch trinken, welches aus Waizenbrod gemacht ist, während die Katholiken sich mit dem bloßen Fleisch begnügen, welches aus einer Oblate besteht. Es ist, als solle damit der Magen versiegelt werden, damit er die Empfänglichkeit verliere für irdische Genüsse an dem Tage der heiligen Handlung.

Wie wir sehen, spielt sogar in dem unsinnlichen Christenthum das Essen und Trinken eine Hauptrolle und diesen Theil des Christenthums haben sich auch dessen Vertreter, die Herrn Geistlichen und Seelsorger, ganz besonders gemerkt, d. h. für ihre Person. Wohin wir aber sonst in der Geschichte den Blick richten, überall sehen wir an historischen Tafeln diskutirende Zecher vor dampfenden Schüsseln sitzen. Von allen Völkern und ihren großen Männern ist die Tafel als der Sammelpunkt der Geister angesehen worden. Jedes öffentliche wie jedes Familienfest, jeder Willkomm wie jeder Abschied, jeder religiöse wie jeder politische Akt von ungewöhnlicher Bedeutung findet seinen Eingang oder seinen Abschluß bei der Tafel. Es ist von besonderem Interesse, zu sehen und zu vergleichen, in welcher Weise die verschiedenen Völker das Essen und Trinken betrieben haben, und wenn man aus der Sprache, aus der Art des Grüßens, aus der Art zu lieben u. s. w. den Charakter der Völker hat erkennen wollen, so gibt ihre Art

zu essen und zu trinken einen eben so charakteristischen Anhalt für ihre Beurtheilung.

Die ältesten Kulturvölker sind die Hebräer und Egypter. Von ihren Mahlzeiten ist nicht viel Rühmliches zu sagen, denn bei ihnen saß die Geschmacklosigkeit und der Aberglaube zu Tisch, welchen die Priester beherrschten wie das ganze Leben. Bei den Juden waren mitunter die besten Gerichte verpönt. Ob sie Hamburger Beafsteaks essen durften, weiß ich nicht, aber sie durften keinen Entenbraten berühren und keine Buttersauce machen, sie mußten einen Abschen haben vor westphälischen Schinken und Bratwürsten, kurz sie mußten sich an den abgeschmackten Küchenzettel halten, den die Bibel vorschreibt — ein Buch, bei dessen bloßer Nennung ich für meine Person den Appetit verliere. Aehnlich die Egypter, die zwar die berühmten „Fleischtöpfe“ hatten, aber durch Fabeln sich abhalten ließen, das nöthige Gewürz hineinzuthun, z. B. einen Horror vor Zwiebeln haben mußten, deren Berührung bei ihnen Sünde war. Auch durften die Aermsten kein Schweinefleisch und keine Bohnen essen. Ihr härtestes Loos war aber, daß sie keinen Wein, sondern höchstens Gerstensaft trinken durften, daher auch ihr düsterer Charakter. Als sie in die Zeiten des Luxus gerathen waren, aßen und tranken ihre Reichen dagegen Dinge, die kein Mensch für eßbar und trinkbar gehalten hätte, während die Armen am Eßbaren Mangel litten. Trank doch sogar die reizende Kleopatra aufgelös'te Perlen! Das geht noch über Danziger Goldwasser.

Wollen wir noch einen Augenblick im Orient verweilen, so bieten uns einen erfreulicheren Anblick die Mahlzeiten der Araber und Türken dar, wie sie namentlich in „Tau-

send und eine Nacht" beschrieben werden. Dort weiß man nicht, ob die Düfte oder die Speisen, die Blumen oder die Gerichte die Hauptsache sind. Der Wein fehlt durchaus nicht immer, jedenfalls findet sich Dattelwein, den der Koran erlaubt. Die schönste Seite dieser orientalischen Gastmahlsscenen bildet aber die allseitige Gastfreiheit und neben ihr eine völlige Gastgleichheit. Jeder Wanderer, jeder Fremde wie jeder Bekannte ist überall willkommen und bei Tisch gilt der Lastträger so viel wie der Kalif. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß in diesen türkischen Sitten weit mehr Menschlichkeit und Poesie liegt, als in den egyptischen und jüdischen, und wäre Christus Muselmann oder Araber gewesen, statt ein Mosaiker, das Christenthum wäre weit anziehender und humaner ausgefallen.

Nachdem wir uns an dem Küchenzettel der Bibel den Magen verdorben und uns an den Tafeln der „Tausend und eine Nacht" wieder erholt haben, sind wir in der rechten Verfassung, um zu essen und zu trinken mit den Helden der Iliade und der Odyssee, mit den Mustermenschen der alten Zeit, den Griechen. Die Mahlzeiten der alten Griechen, wie Homer sie beschreibt, zeichneten sich namentlich durch Einfachheit und Mäßigkeit aus. Die Gerichte waren bei ihrer Einfachheit substantiell, und Fleischspeisen, die stets gebraten aufgetischt wurden, so daß man also unsre Liebhaberei an ausgekochten Rindsleischfasern noch nicht kannte, gab es im Ueberfluß. Die Helden, welche die Mahlzeiten gaben, wußten das Tranchirmesser so gut zu führen wie das Schwert. Achilles zeichnete sich bei Tisch als Vor**schneider** eben so aus wie in der Schlacht als Vor**hauer** und Patroklos, ein Königssohn, wird dargestellt wie er selbst den Koch spielt und das Feuer unterhält.

Die Helden saßen bei Tische auf Stühlen, während die späteren Griechen gewöhnlich lagen. Was die Homerischen Griechen besonders auszeichnete, war ihre Gastfreiheit, welche mit der größten Zuvorkommenheit die delikateste Zurückhaltung verband, so daß die gewöhnliche Zudringlichkeit, welche sich eine erwiesene Gastfreundschaft durch eine polizeimäßige Inquisition nach der Herkunft und den Verhältnissen des Gastes zu bezahlen pflegt, bei ihnen unbekannt war.

Die Gastlichkeit und Geselligkeit ging auf die späteren Griechen über, so daß sich ihr geselliges Leben fast nur um die Tafel bewegte. Wo sie sich nicht bei Einzelnen zu Gast laden konnten, veranstalteten sie Pickenicks, wozu Jeder seine Beisteuer entweder in Speisen und Getränken, oder in Geld lieferte. Gewöhnlich mahlzeiteten sie dreimal des Tags. Der erste Imbiß, Morgens früh, bestand einfach in Brod, das in ungemischten Wein getaucht war — ein empfehlenswerther Ersatz für das Kaffeetrinken; um die Mittagszeit folgte ein ziemlich einfaches Frühstück, dessen Bestandtheile sich nach den Mitteln der Einzelnen richteten; gegen Sonnenuntergang kam die Hauptmahlzeit. Wie mäßig es dabei zuging, mag man daraus schließen, daß sie selbst bei den reichen Athenern nur aus zwei Gängen bestand. So sehen wir also, daß nicht bloß an den spartanischen Gemeinde-Tischen, wo man lykurgische Brodsuppen aß, sondern auch an den Tischen atheniensischer Reichen die Mäßigkeit zu Hause war.

Eine gleiche Mäßigkeit, wie beim Essen, herrschte beim Trinken. Zwar waren die Griechen große Freunde des Weines und ihr Weindichter Anakreon machte seine heitern Lieder nicht für taube Ohren. Aber eine Unmäßigkeit,

welche die Regeln des Schönen verletzte, kam bei ihnen selten vor und selbst ihre bachischen Feste gingen nie in's Rohe oder Gemeine über. Ihr bekannter Genußphilosoph Epikur, den christliche Pinsel so schwarz gemalt haben, war ein durchaus mäßiger Mann und seine Philosophie führte keineswegs auf Extravaganzen in sinnlichen Genüssen hinaus, sondern empfahl nur, den Geschmack allseitig zu kultiviren, die Kräfte allseitig zu entwickeln, keinen vernünftigen Genuß zu verachten, aber auch keinen zu übertreiben, kurz, ein ganzer, allseitiger, frischer, gesunder, aber mäßiger und dadurch glücklicher Mensch zu sein. So lebte er selbst ruhig in einem Garten bei Athen, wo er Freunde und Schüler gastlich aufnahm und die Tafelfreuden durch Geist und Weisheit würzte. Epikur war so wenig ein Lehrer der Genußsucht wie ein Verächter der Genüsse: er war nur ein weiser Oekonom derselben, der eben so wenig etwas Vernünftiges ungenutzt wie verschwendet wissen wollte. Und wer nicht krank oder ein Narr ist, wird solchen Grundsätzen vollkommen beipflichten. Wären alle Menschen Epikuräer, so hätten wir uns über keine Unmenschen mehr zu beklagen.

Ausschweifungen bei Tische waren den Griechen nicht bloß durch die Sitte sondern auch durch Gesetze verboten, so daß im Grunde die Bewohner des „amerikanischen Athen", die Bostoner, sich mit ihren Temperenzgesetzen auf ihre hellenischen Vorfahren berufen könnten. Solon nahm den Schlemmern das Recht, in Volksversammlungen zu sprechen — eine Einrichtung, die bei uns noch besser am Platz wäre, als in Athen. Plato wollte den Wein den Jünglingen unter 18 Jahren ganz untersagt wissen; vom 18ten bis zum 30sten erlaubte er ihn mit Wasser; nach

dem 40sten gestattete er einen Rausch bei den Bachusfesten oder Dionysien.

So wußten die Griechen als rechte Menschen das Leben zu genießen ohne Uebertreibung und ihre Mahlzeiten, durch die Kunst, namentlich durch Musik, verschönert und durch ihre Philosophen zugleich zu Schulen der Weisheit umgewandelt, würden, wie ihre Volkstheater, ihre öffentlichen Spiele u. s. w., das Ideal schöner Geselligkeit und edlen Lebensgenusses darbieten, wenn nicht die Sklaverei ihre Arbeiten hätte übernehmen müssen und wenn nicht in der Regel ein Element gefehlt hätte, das nirgendwo fehlen sollte, wo Frohsinn, Schönheit und Menschlichkeit waltet, nämlich das — weibliche. Die Weiber, als untergeordnete Wesen behandelt, saßen in der Regel wie Gefangene daheim, wenn die Männer Olymp spielten. Und doch tafelten im Olymp der Mythologie die Göttinnen redlich mit. Aber die Männer machten es von jeher mit den Weibern wie die Pfaffen mit den Gläubigen: im Himmel gönnen sie ihnen Alles, was sie wünschen können, die Erde aber nehmen sie für sich allein in Beschlag. Wie im griechischen Himmel die Weiber als Göttinnen der Weisheit, der Liebe u. s. w. thronten, so thront im christlichen ein Weib sogar als die Mutter Gottes. Aber auf der christlichen wie auf der griechischen Erde ist die Weisheit wie die Göttlichkeit bloß männlichen Geschlechts.

Von den Griechen haben die Römer, wie aus der Kunst und Literatur, so auch aus der Lebensweise Manches übernommen. Aber was sie nicht übernehmen konnten, war das Schöne, das Graziöse und Menschliche, das sich nicht nachahmen sondern nur produziren läßt. Die griechische Geselligkeit, in der sich natürliche Heiterkeit, Kunst-

sinn und Urbanität vereinigten, war ihnen nicht eigen und ihre Gelage arteten bald aus in geistlose Völlerei und rohe Raffinerie, wie ihr Kunstbedürfniß sich in plumpen Uebertreibungen und Verzerrungen befriedigte. Namentlich war dieß der Fall, seitdem sie Kriegszüge nach Asien unternommen hatten, und zur Zeit der römischen Kaiser stieg ihre Genußsucht auf einen Grad der Unnatur und Bestialität, der vielleicht in der ganzen Geschichte nicht wieder anzutreffen ist. Völlerei und viehische Unsittlichkeit ist zwar jeder Despotie eigen, aber die römische überbot alle andren. Im Durchschnitt tranken die Römer viermal so viel Wein wie heut zu Tage die Franzosen, nämlich zwei Ohm jährlich per Kopf. Und doch soll dieser allgemeine Durst eben so wenig einen Maßstab für die Trunksucht Einzelner abgeben, wie das licinische Gesetz, welches, etwa 200 Jahre vor Christus, bestimmte, daß jeder freie Römer täglich 6 Unzen Fleisch haben müsse, ein Maßstab für die spätere Völlerei sein soll. Dieselbe erreichte ihre Blüthe, nachdem die Blüthen der Republik abgefallen waren, und ihre Geschichte hat eben so wohl Helden aufzuweisen, wie die römische Kriegsgeschichte. Wenn der Kaiser Maximinus, ein zweiter Goliath, zwanzig Pfund Fleisch zu einer Mahlzeit verzehrte und mindestens eben so viel Maß Wein dazu trank, so mag man diese Virtuosität als eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit aufnehmen; wenn aber der „große“ Cäsar sich nach der Mahlzeit künstliches Erbrechen verursachte, um von Neuem beginnen zu können, wenn Titus, den man die Wonne des Menschengeschlechts nannte, an einer Magenüberladung starb, wenn ein Lucullus Gerichte von Pfauenzungen auftischte, wenn Andre die Fische in ihrem Teich mit Menschenfleisch fütterten um sie pikant

oder wohlschmeckend zu machen — so kann man nur mit Ekel und Abscheu solche Verirrungen blasirter, übersättigter Genußsucht überdenken. Und wenn der Kaiser Vitellius, der schlemmte wie ein Vieh, einem Vieh gleich durch die Straßen geschleift und in die Tiber geworfen wurde, oder wenn der Sklavenhalter Apicius, der zu Tiberius Zeiten der größte Gourmand in Rom und dessen größtes Verdienst die Erfindung eines neuen Kuchens war, nach Verschwendung seines ungeheuren Vermögens als bestes Gericht eine Dosis Gift ansah, das ihn vor der Gefahr des Hungertodes erretten sollte, so fühlt man sich versucht, förmlich eine Nemesis des Magens anzuerkennen und auf die Tafeln aller Freßtyrannen herabzubeschwören.

Doch hören Sie weiter, wohin die römische Fresserei und der Tafelluxus sich verirrte. Cicero, der „Vater des Vaterlandes", hatte einen Tisch, der ihm 50,000 Thaler kostete. Lucius Verus verzehrte mit zwölf Gästen für nicht weniger als 60,000 Thaler Leckereien und Getränke. Von welcher Art diese Leckereien waren, weiß ich nicht zu sagen, doch gehörten sie vielleicht zu denen, von welchen Horaz in seiner 4. und 8. Satyre redet, oder Plutrach in seinen moralisch philosophischen Schriften berichtet. Durch Horaz erfahren wir z. B., daß die römischen Gourmands Hühner in Falerner Wein ertränkten, um ihr Fleisch durch diese grausame Todesart mürbe zu machen, und Plutrach erzählt, daß man in Rom Kraniche und Schwäne mit zugenähten Augen einsperrte, um die geblendeten Thiere mit allerlei künstlichen Mischungen zu mästen und dadurch ihr Fleisch für die unnatürlichen Gaumen wohlschmeckender zu machen; daß man Schweinen glühende Eisenspieße durch den Rachen in die Eingeweide stieß, um durch das im

Innern gebrannte Blut und Fleisch einen feinern Geschmack zu erzeugen; ja daß man trächtige Säue durch Fußtritte auf Euter und Leib zum Abortiren brachte um die gewaltsam abgetriebene Mischung von Blut, Milch u. s. w. als Pikanterie für die Küche zu benutzen. Solche Kannibalen des Magens, solche Bestien der Unnatur waren die Römer, die einstigen Herrn der Welt! So weit sanken sie durch Gewaltherrschaft und Sklaverei!

Wenn man sich diese Lebensart vergegenwärtigt, kommt man unwillkürlich zu der Frage, wie weit in Washington, New-York, New-Orleans, London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg die Kultur noch fortzuschreiten habe um die römische Höhe zu erreichen und ob sich nicht nach den Küchenzetteln der heutigen Sklavenhalter und Großen, die als Kalender der Revolution viel zu wenig Beachtung finden, der Verfall eben so berechnen lasse wie er in Rom und im vorigen Jahrhundert in Frankreich mit dem Progreß der Sklaverei und der höfischen Kochkunst Schritt hielt. Jedenfalls beantworten die Küchenzettel der Aristokraten auch heute die Frage, was das Volk zu essen habe. Als das römische Kaiserthum die Weltherrschaft errungen hatte, gab es in Rom neben den großartigen Kampfspielen, gegen welche die Pariser Circus oder Circenses und die Madrider Stiergefechte wahre Kindereien sind, 200,000 Brodspenden an jene Sklaven außer Funktion, die noch heut zu Tage Proletarier heißen, aber sich jetzt in die Millionen vermehrt haben. Daneben zählte das stehende Heer zu Augustus Zeiten 450,000 Mann und die Staatseinkünfte betrugen 250 Millionen Thaler. Zur Zeit Konstantins des „Großen" zählte das Herr 645,000 Mann. Von welcher Art die Anstalten der römischen Machthaber zur

Unterhaltung des geknechteten und durch diese Unterhaltung vor dem Revolutioniren gesicherten Volks waren, mag man daraus ersehen, daß das Amphitheater des Titus 80,000 Zuschauer faßte und in dem Circus des Theodosius, in welchem 6000 Tänzer und Tänzerinnen auftraten, 400,000 Zuschauer Raum hatten. Auch gaben die römischen Großen und Despoten mitunter öffentliche Gastmäler, deren Kosten in's Ungeheure gingen und neben denen die Wurst- und Champagner-Frühstücke bei Satory als wahre Lumperei verschwinden. Bei einem derartigen, von Lucullus in den Straßen Roms gegebenen Gastmal, woran 22,000 Personen Theil nahmen, trank jeder Theilnehmer 4 Maß Wein. Unter Augustus kostete bei solchen Gastmälern die Person 2½ Thaler, unter Tiberius 16 Thaler, unter Nero 19 Thaler, unter Antonin 26 Thaler, unter Commodus sogar 130 Thaler. Severus gab einst ein Gastmal, woran 270,000 Gäste Theil nahmen, und jeder Gast kostete 35 Thaler — macht zusammen für ein einziges Gastmal 9,450,000 Thaler!

Wenden wir uns jetzt zu der neuern Zeit. Ich bin weder Willens noch im Stande, Ihnen alle Völker bei Tisch oder hinter der Flasche zu zeigen. Lassen wir den Spanier bei seiner Olla Potrida, den Italiener bei seinen Maccaroni, den Magyaren bei seinen Speckknödeln, den Russen bei seiner Kohlsuppe, den Holländer bei seinem Kalbskopf, den Belgier bei seinen Schnecken mit Faro, lassen wir auch den Chinesen bei seinem Lieblingsgericht, den Hunden oder Ratten, und den Neuseeländer beim Menschenfleisch. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Tafeln der Hauptkulturvölker, welche die Zukunft der Welt zu entscheiden haben, um endlich durch die teutsche Küche und

Schenke den Weg in das künftige Griechenland zu suchen.

Durch eine substanzielle Kost zeichnet sich vor Allen der thatkräftige John Bull aus. Beefsteak, Rostbeef und Englishman sind ganz unzertrennliche Begriffe oder Gerichte. An ihre Seite drängt sich aber der unvermeidliche Plumpudding, welcher die englische Unverdaulichkeit repräsentirt. Was die Zusammensetzung der Tafel betrifft, so thun sich die Engländer durch Geschmacklosigkeit eben so hervor wie durch Derbheit. Bei ihnen figuriren sowohl alle mögliche Speisen wie alle mögliche Getränke neben- und durcheinander, Beefsteak und Pudding, Schweinefleisch und Rahmtörtchen, Wein und Ale, Port und Porter. Was aber die Engländer eigentlich ausschließt aus der Arena des Essens und Trinkens, wie wir sie betrachten, ist neben ihrer Ungeselligkeit der Umstand, daß sie kein Wein trinkendes Volk sind. Wasser ist das Getränk des Universums, Bier ist das Getränk der Unterthanen, Schnapps ist das Getränk der Rowdies und Wein ist das Getränk der Menschen. Die Engländer betrinken sich individuell in Gin und tafeln individuell hinter verschlossenen Thüren, hinter welchen die Gastfreundschaft selten zu Hause ist. Aus den Engländern wird keine griechische Geselligkeit hervorgehen und eine französische Invasion und Einquartierung wäre vielleicht das einzige Mittel, dieses Volk ein wenig abzuschleifen und auf die Humanisirung vorzubereiten.

Nicht viel besser, als mit den Engländern, steht es mit ihren Abkömmlingen, den Yankees. Sie treiben die Geschmacklosigkeit ihrer Kocherei auf den Gipfel indem sie, von dem Derben etwas nachlassend, dasselbe ersetzen durch allerlei verpfuschte Abarten von Gerichten, durch magenzerstörende Cakes, Pies, Candies u. s. w. Durch Gast-

freiheit thun sie es den Engländern im Allgemeinen nicht zuvor. Von ihrer geselligen Kunst liefern sie die besten Proben durch die stierenden Gesichter hinter den nachdenkenden Schuhsohlen, die man aus den Fenstern der Gasthöfe herausblicken sieht. Von den Freuden des Trinktisches haben sie meistens keinen Begriff, so wie sie vom Leben überhaupt keinen rechten Begriff haben, da es ihnen nur die Bestimmung hat, die bloßen Mittel des Lebens in der Gestalt von Dollars zu erwerben. Der Wein, dieser mächtige Vermittler der Zivilisation und Geselligkeit, will noch nicht bei ihnen in Schwung kommen, ist vielmehr, wie in England, durch einen halben Prohibitivzoll von ihren Küsten ausgeschlossen, und ihren Brandy stürzen sie stehend und allein an der „Bar" in ungemüthlicher Hast hinunter, um alsdann wieder dem Büsineß nachzueilen oder das gleiche Vergnügen an einer andern „Bar" zu suchen.

Wenn den Amerikanern ein „Gott" helfen kann, so ist es Bacchus, wenn ein Getränk sie umwandeln kann, so ist es der Wein, dieser Vater der Heiterkeit und der Geselligkeit. Ihre Geselligkeit ergeht sich höchstens in chinesischen Theegesellschaften, geistlosem Ordenswesen und muckerischen Konventikeln, oder in wüstem Rowdyismus. Von eigentlichen Volksfesten haben sie noch keine Ahnung und dieser Umstand ist für ein Volk, das sich frei bewegen kann, das stärkste Verdammungsurtheil seiner Bildung und seines Humanitätsstandpunktes. Ein Volksfest würde man sich in Amerika nur denken können als ein allgemeines Rauf- und Balgerfest. Vielleicht sind die Teutschen bestimmt, den Nordamerikanern, wie zur Wein-Kultur, so zu der eigentlichen Volksgeselligkeit den Weg zu zeigen,

d. h. wenn sie selbst in dieser wilden Luft nicht verlernen, ästhetisch lebende Menschen zu sein.

Ein humaneres und heitereres Schauspiel, als die Engländer und Nordamerikaner, bieten uns die essenden und trinkenden Franzosen dar. Von der Geschichte ganz abgesehen, muß in Bezug auf unsre Frage Frankreich schon aus dem Grunde eine ausgezeichnete Rolle spielen, weil es das erste Weinland der Welt ist. Was ein Volk ißt, kann niemals gleichgültig sein, aber mag es auch essen was es wolle: wenn es Wein und sogar guten Wein trinkt, muß es ein Volk von geistiger Triebkraft und demnach ein revolutionaires Volk sein. Was die französische Küche betrifft, so spiegelt sie, wie die meisten französischen Weine, den Volkscharakter wieder: leicht, oberflächlich, flüchtig, pikant, geistreich, fein, geschmackvoll; da ihr aber nicht, wie dem Wein, natürliche Grenzen gesteckt sind, artet sie häufig in Uebertreibungen und Künsteleien aus, die einem gesunden Geschmack widerstehen. Was die Franzosen besonders auszeichnet, ist das Restaurationsleben, das hauptsächlich aus der großen Revolution herstammt. Damals nämlich, wo es über die vornehmen Herrschaften, ihren Luxus und ihre Luxusdiener herging, sah nicht bloß jeder Aristokrat, sondern auch jeder Aristokratenkoch seinen Kopf in Gefahr. Es entstand daher eine allgemeine Auswanderung der Köche, welche der übrigen Welt die Kunst lehrten, Cotteletten, Omelettes, Fricassees u. s. w. zu machen. In Frankreich aber wurden die köchelosen Privatküchen durch öffentliche Speisehäuser, sogenannte Restaurationen ersetzt, die nach und nach so in Schwung gekommen sind, daß sie zwar zur Beeinträchtigung des Familienlebens beitragen, aber zugleich für das

gesellige und öffentliche Leben die Hauptmittelpunkte abgeben. Man denke sich aus Frankreich den Wein und die Restaurationen weg und das Volk ist todt. Die Gesellschaften der Franzosen sind die lebendigsten und ihre Weine die geistreichsten. So lang französischer Wein wächst, ist mir für die Revolution nicht bange.

Von Frankreich ein Schritt über den Rhein und wir sind endlich in Teutschland angelangt, mit dem wir uns etwas weitläufiger beschäftigen müssen. Wenn man den Teutschen alle übrigen Eigenschaften absprechen will: Eine wird man ihnen stets lassen müssen, daß sie nämlich von jeher gute Trinker waren, ohne übrigens den Vorwurf zu verdienen, daß sie schlechte Esser seien. Schon in den Eichenwäldern tranken sie den Meth in Ochsenhörner-Quantitäten, als sei er Philadelphier Lagerbier, und hätten die Römer ihnen mit einem Anti-Meth-Gesetz gedroht, wie man sie in Amerika mit Anti-Liquor-Gesetzen beschränken will, sie wären nicht bei der Vernichtung der Legionen des Varus stehen geblieben, sondern Herrmann der Cherusker hätte auf den Zinnen des römischen Kapitols auf die Befreiung der Welt von den „Ketten der Temperenztyrannei" den Methkrug geleert. Welche Anlagen zum Temperenzwesen unsre Vorfahren hatten, bewiesen sie namentlich später, nachdem sie den W e i n kennen gelernt hatten. Er schmeckte ihnen noch besser, als der Meth, und ihr Eifer für denselben ging so weit, daß der Kaiser Domitian verbot, in den Rheinlanden Reben zu pflanzen, um ein Haupt-Reizmittel für Einfälle unserer trefflichen Altvordern zu entfernen. Es entsteht eine förmliche Sündflut vor unsern Augen, wenn wir uns alle die geistige Flüssigkeit vereinigt denken, welche die Kaiser, Fürsten, Päpste, Pfaffen

(Luther miteingeschlossen), Ritter, Studenten, Soldaten und Philister, ja sogar die Schriftsteller (Kant, Lessing, Schiller, Jean Paul, Börne, Heine u. s. w. nicht ausgeschlossen) in Teutschland hinabgespült haben. Kein Wunder, daß wir das gebildetste Volk der Erde sind! Schade nur, daß man Bücher und Zeitungen nicht essen und trinken kann! Kein Mensch wäre sonst besser gestellt, als teutsche Schriftsteller und Zeitungschreiber. Doch würde ich für einen solchen Fall eine Zensur vorschlagen, damit Niemand Brandy, sondern Alles nur Wein verfaßte und Lagerbier höchstens für den Nachdurst. Können wir etwas Anderes wünschen, wenn wir das Verzeichniß unserer teutschen Weine durchgehen? Wem geht nicht das Herz auf, wenn er folgende geistreiche Namen nennen hört: Johannisberger, Liebfrauenmilch, Hochheimer, Niersteiner, Markobrunner, Geisenheimer, Bodenheimer, Forster, Deidesheimer, Ingelheimer, Asmannshäuser, Scharlachberger, Scharzberger, Brauneberger, Laubenheimer, Walporzheimer, Rauenthaler, Affenthaler u. s. w.! Welch eine Fülle von geistiger Triebkraft und gemüthlicher Energie vergegenwärtigen uns diese Namen! Jeder derselben ist ein Provokateur des Heimweh's, aber zugleich ein Provokateur der Revolution, wenn wir bedenken, daß alle diese Weine für das Volk gewachsen sind und von den Aristokraten und Pfaffen verschlungen werden.

Doch vielleicht ist unser Volk, wie für die Revolution, so auch für den Wein „noch nicht reif". Allerdings sind Bedenken in dieser Beziehung gerechtfertigt, wenn man die Quantitäten Bock-Bier in Betracht zieht, die namentlich in dem berühmten Baierland angewandt werden, um den Verstand zu ersäufen und das Blut der Revolution in den

Schleim der Unterthänigkeit zu verwandeln. Wir alle lieben mitunter ein Glas von diesem nationalen Gebräu; aber bedenken wir die Folgen, wenn wir die Grenzen der Mäßigkeit überschreiten. Mögen die Baiern zittern, wenn einst der Tag der Abrechnung kommt, an dem alle Sünden gegen den Geist ihren Richter finden und ein anderer Hahn seine Flügel schlägt als der „Broihahn" und ein anderer „Bock" seine Stöße austheilt als der Bierbock! Und dieses Bock-Baiern hat dem schönen Griechenland einen König gegeben! Seltsame Fügung! Wenn wir uns denken, die alten Griechen hätten Bock getrunken statt Wein, vielleicht sogar einen „Stummel" im Munde, oder einen „Oelkopf anrauchend", und Gambrinusfeste gefeiert statt Dionysosfeste, so denken wir uns das ganze Griechenthum, Homer, Sokrates, Plato, Aristoteles, Sophokles, Phidias, Apelles, Aristophanes, Anakreon, Epikur, Perikles, Aspasia, kurz das schönste Stück Geschichte aus der Geschichte weg und die Hellenen verwandeln sich in baierische Unterthanen.

Ich spreche von baierischen Unterthanen und könnte mit demselben Recht von teutschen Unterthanen sprechen. Es ist ein peinigender Gedanke, daß ohne die Bummelei und Biersäuferei Teutschland eine Republik sein könnte, und doch ist dieser Gedanke nicht aus der Luft gegriffen. Mögen wir die Temperenzler auslachen, oder hassen wie wir wollen; Eins wenigstens könnten wir von ihnen so gut wie von den Griechen lernen, daß nämlich die Mäßigkeit eine geistige Thätigkeit möglich macht und eine Arbeitskraft verleiht, wovon unsre Bierbummelei keine Ahnung hat. Man beobachte diese Wilson, Phillips, Greeley, Beecher und ähnliche Männer und man wird staunen über

über die zähe und unermüdliche Thätigkeit, womit sie Jahraus Jahrein ihre Ziele verfolgen. Haben wir diesen Wassertrinkern einen einzigen Biertrinker an die Seite zu stellen, der mit gleicher Energie und Ausdauer für geistige Zwecke wirkt? Wie unsinnig und muckerhaft es ist, ein prinzipieller Gegner geistiger Getränke zu sein, wie anregend und belebend es wirkt, dann und wann in guter Gesellschaft der Flasche zuzusprechen, so verderblich und entwürdigend ist jene duselnde Gewohnheitssäuferei und Bummelei, welche Tag vor Tag ihre Mußezeit in der Bier-Kneipe vertrödelt, dabei selbstmörderisch den Geist abstumpft und alle Energie des Charakters in Gerstensaft auflös't. Sie läßt der Natur nicht Zeit, sich wieder zu erholen und aufzuraffen und führt einen Zustand der Gleichgültigkeit, Erschlaffung und Stumpfheit herbei, welcher höchstens eine momentane Aufregung, aber keine dauernde Anstrengung des Geistes und des Willens mehr zuläßt. Es ist wahrlich an der Zeit, daß auch wir Temperenz-Vereine bilden, aber nicht zu dem Zweck, das Trinken in den Bann zu thun, sondern zu dem Zweck, das Saufen abzuschaffen durch das Trinken. Könnten die Temperenzler von den Teutschen das Trinken, diese aber von jenen das Maßhalten lernen, so würden sich beide einen gleichgroßen Dienst leisten. Hätte ich meinerseits die Wahl zwischen einem Wasser t r i n k e r und einem Bier s ä u f e r, ich würde mich wahrlich nicht für einen von Denen entscheiden, von welchen der alte Witz sagt: er steht täglich als Bierfaß auf und geht als Faß Bier zu Bette.

So viel ich weiß, sind in dem nämlichen Lande, aus welchem das Bockbier und das zweibeinige Faß Bier stammt, auch jene furchtbaren Knödel zu Hause, an denen

sich jeder Bock die Stirne einrennen könnte. An solchen Knödeln würde im Thierreich höchstens der Vogel Strauß in jenen Momenten der Wüstenverzweiflung sich vergreifen, in denen er sich den leeren Magen mit Steinen füllt. Wenn es aber Menschen gibt, die solche steinerne Gegenstände zu ihrer Lieblingskost machen, so ist es erklärlich, daß die Despoten sich Alles erlauben können: ein Unterthan, der baierische Knödel verdauen kann und nur Bock dazu trinkt, kann auch russische Prügel verdauen.

Unser Patriotismus muß sich dagegen empören, daß man durch solche Produkte unsre teutsche Küche in Verruf bringt, wie durch den Grüneberger unsre Weinkeller. Zwar ziehen ausländische Ignoranten ihr Gesicht auch spöttisch in Falten, wenn sie auf unseren Speisekarten das nationale Gericht finden, das man Sauerkraut, alias „Schourkrout" nennt. Aber wir brauchen uns eines Gerichtes nicht zu schämen, das auf keinem Schiffe des Ozeans fehlt und, wie Talleyrand von der Revolution sagte, bestimmt ist die Reise um die Welt zu machen.

Was unsre teutsche Küche im Allgemeinen betrifft, so scheint sie mir die beste von allen zu sein. Sie zeigt durch ihren Eklektizismus, daß wir Kosmopoliten sind; aber sie trifft ihre Auswahl mit Geschmack und Nachdenken, indem sie die Rafinerien, Uebertreibungen und Monstrositäten bei Seite läßt. Unsre Küche im Allgemeinen vereinigt Kraft, Einfachheit und Geschmack. Und welche Küche wäre romantischer, als die unsrige? Welches Volk hat Gerichte aufzuweisen, die „stolzer Heinrich", „Pumpernickel", „verlornes Huhn", „verlorne Eier", „Fleischgrund", „angeschlagener Hecht", „arme Ritter", „Königinn-Kuchen", „Kaiserkuchen", „Herzoginn-Brödchen" heißen? Welches

Volk kennt Getränke, welche den romantischen Namen „Bischof", „Kardinal", „Sillebub", „Hokuspokus", „Hoppelpoppel" tragen? Ueberdieß aber repräsentirt unsere Küche, wie mir scheint, die teutsche Gemüthlichkeit. Wer in England sich an trocknem Kohl, in Amerika an trocknen Kartoffeln und ähnlichen abstoßenden Gerichten hat abarbeiten müssen, wird mit Genugthuung das teutsche Gemüth sofort in den Saucen und Brühen überfließen sehen, mit denen wir unsre Gerichte besänftigen und schmelzend machen bis zur Sentimentalität. Wir haben Gerichte, die man ertränkten Weltschmerz, gedämpfte Liebe und geschmorte Sehnsucht nennen könnte.

Im Ganzen bin ich der Meinung, daß Teutschland, sowohl seiner Lebensart und seinem Geschmack, wie seiner Lage und seinen Produkten nach am geeignetsten sei, Das herzustellen, was man eine Volksküche nennen könnte. Die Erzeugnisse dieser Volksküche auf dem Tisch, die trefflichen Weine dazwischen, die Geister sprühend und schäumend wie der Traubensaft der Champagne, der Speiseraum geschmückt mit den Schönheiten der bildenden Kunst und die Musik ihre Töne ergießend über die Landschaft am Rhein, oder am Heidelberger Schloß, oder wo wir uns sonst befinden — genügt Das nicht, uns zu modernen Griechen zu machen, wenn wir keine Bock-Baiern sind?

Mögen wir es erleben oder nicht, dennoch glaube ich an die Auferstehung des Griechenthums in Teutschland und in Frankreich. Grade diese beiden Länder vereinigen in sich die Elemente des wahren Menschenthums, wie es aber nur in der Luft wahrer Freiheit sich ausbilden kann. Wir sehen schon in der Schweiz, wo die Bedingungen einer größeren und reicheren Entfaltung des Volkslebens gänz-

lich fehlen, aber wenigstens die Freiheit dazu die relativ größte ist, was der teutsche Geist z. B. am Züricher, der französische am Genfer See und zu Vevay oder Vivis im Waadtland der teutschfranzösische im kleinern Maßstab entwickeln kann. Ich habe nirgends schönere Volksfeste gesehen, als in der weinreichen Schweiz und die Winzerfeste zu Vevay, bei welchen die halbe Mythologie, Bachus, Ceres und Pales voran, leibhaftig mitspielt, repräsentiren wahrhaft ein Stück modernes Griechenthum.

Warum können wir uns alles Dieses, aber in größerem und edlerem Maßstab, nicht in einem freien Teutschland und Fran reich denken? Wenn man das jetzige Elend der Menschheit und das wüste Treiben in den Schenken zum Grunde legt, so mag es lächerlich erscheinen, daß das Essen und Trinken unter den reformatorischen Gesichtspunkt des Politikers und Humanisten gebracht wird. Aber wenn wir uns in die Zukunft versetzen, müssen wir auch die Voraussetzungen der Zukunft in Betracht ziehen. Das Elend und die Rohheit, welche Gewalthaber und Pfaffen geschaffen, müssen wir uns aufgehoben denken, und zwar auf Kosten der Gewalthaber und Pfaffen. Dann erst haben wir die Bedingungen des neuen Griechenlands in der Hand. Das Volk befreit von Denen, die nicht zum Volke gehören; das Volk im Besitz des Vermögens Derer, die nicht zum Volk gehören, also das Volk eingesetzt in den ungestörten Genuß Dessen, was die Staatsräuber ihm vorenthalten oder abgepreßt haben — das ist die erste Voraussetzung, auf die wir die Berechnung des künftigen Zustands der Dinge gründen müssen. Das ungeheure Vermögen der Reaktion, nach Abzug der Deportations- und sonstigen Versorgungskosten, reicht nicht bloß hin, das Volk ökono-

misch und geistig auszustatten, es reicht auch hin, die Mittel zu liefern für Einrichtungen, in denen sich das Volk durch frohe Tage für die Leiden der Vergangenheit entschädigen kann.

Doch sei dem, wie ihm wolle. Wer will uns verwehren, in kalten Tagen uns über die warme Haut des Bären zu unterhalten, den wir noch zu erlegen haben? Können wir uns nicht in der Wirklichkeit freuen, so freuen wir uns einstweilen in der Phantasie. Das ist ja eine Hauptkunst, wodurch sich der Mensch vom Thier unterscheidet. Die unschuldigen Verhältnisse und Stimmungen, in denen wir einst den heimischen Wein in den heimischen Schenken oder Lauben tranken, mit unsern Liebsten in die Berge gingen, Waldmeister suchten, Maitrank bereiteten und vor Vergnügen olympische Götter waren, trotz der Polizei — diese unschuldigen Verhältnisse und Stimmungen finden wir niemals wieder. Ist uns nun das unschuldige Vergangene verloren — so möge unsre schuldige Gegenwart mitunter der Kuckuck holen. Also ergehen wir uns in der Zukunft, in der jeder Sklave ein Mensch, jeder Kirchhof ein Garten, jede Kirche eine Volksschenke und jeder Küster ein demokratischer Kellner und „Barkeeper“ sein wird. Wegen ihres romantischen Charakters scheinen mir grade die Kirchen zu solchen Zwecken am Geeignetsten zu sein. Denken Sie sich z. B. den romantischen Kölner Dom in eine Halle der öffentlichen Vergnügungen umgewandelt. Der Altar wird zum Volkstheater; Christus mit der Dörnerkrone verwandelt sich in Bacchus mit dem Kranz von Weinlaub; die traurige Maria mit den sieben Schwertern in der Brust zieht sich zurück vor der lächelnden Venus, die kein einziges Schwert in der Brust hat; der Apostel Johannes weicht

dem Apoll; an die Stelle der dummen Heiligenbilder treten die Statuen unserer großen Männer, Volksmänner, Reformatoren, Revolutionaire und Helden: Struve, Kinkel, Hecker, Fickler, Weitling, Willich, Peter, Brentano, Römer, Gagern, Waldeck, Venedey, Jordan, Gervinus, Jahn, Löwe von Kalbe, Schulze-Delitsch u. s. w. Jeder Beichtstuhl wird ein Schenktisch oder ein Sperrsitz für Privatgesellschaften von vier Augen; jede Betbank eine Trinkbank; die Orgel spielt Polka und Galopp; die Kanzel, von der so mancher haarsträubende Unsinn herabgeregnet ist, wird die Tribüne geistvoller Festredner; die hohen Thürme, von Friedrich Wilhelm dem Romantischen aufgebaut, um, nach Lichtenbergs Ausdruck, als „umgekehrte Trichter das Gebet in den Himmel zu leiten", werden Kamine, aus deren ragender Spitze der Rauch der Volksküche wie eine Festfahne weht, um der Welt zu verkünden, daß eben „Gottesdienst" oder „Abendmal" gehalten wird.

Was haben Sie einzuwenden gegen diesen Kultus, wenn Sie den Hafis gelesen haben, diesen frommen Poeten, der „den Gott verehrt' in einer Weinspelunke?" Der Kölner Dom wird mehr sein als eine bloße Spelunke, und mehr als e i n Hafis wird einst in jenen verstohlenen Beichtstühlen, in welchen früher die wahren Sünder vermeintliche Sünden vergaben, mit seiner Gefeierten sitzen, schweigend der begeisternden Musik lauschen, schweigend den begeisternden Rebensaft schlürfen und den einen Vers schaffen, indem er lispelnd den andern seiner Liebsten diktirt. Die Liebste aber begnügt sich nicht mit der Ehre, die Verse ihres Dichters in ihrer Brieftafel aufzuzeichnen. Ihr Glas leert sie mit dem seinigen, denn er hat ihr gesagt, und er muß es wissen, daß ein liebenswürdiges Weib durch eine

kleine Inspiration des Bacchus nichts einbüßt, sondern daß sie doppelt liebenswürdig wird, wenn der Geist des Weins sich mit dem ihrigen neckt. Endlich steckt sie ihre Brieftafel ein und spricht: „theurer Hafis, der Mond ist aufgegangen und der Abend da draußen ist lieblich wie deine Verse.“

Als Hafis und seine Geliebte eben im Begriff sind, einen Spaziergang zu machen, entsteht unter der versammelten Volksmenge ein furchtbares Toben und ein wüthender Aufruhr. Augenscheinlich handelt es sich um ein unwürdiges oder verdächtiges Individuum, das man im Dome entdeckt hat und das aus dem Tempel hinausgeworfen werden soll. Hafis glaubt, es müsse ein aus Afrika herübergeschlichener Pfaffenflüchtling oder ein übrig gebliebener Prinz sein, denn man spricht sogar davon, das Individuum aufzuknüpfen, zu zerreißen, zu verbrennen, in Riemen zu schneiden, in Fasern zu zerlegen, in Atome zu pulverisiren. Endlich erfährt Hafis, daß es sich um einen aus Amerika zurückgekommenen Teutschen handelt, der dort nichts Andres gethan habe, als Büsineß machen, Bier saufen und schimpfen auf den Erlöser der Menschheit — den teutschen Radikalismus.


Princeton University Library
32101 043863685

